

HELGA

FLATLAND

EINE

MODERNE

FAMILIE.

ROMAN

CB | LONGPLAYER

»Wie du willst«, sagt sie beim Gehen.

Ich werfe Mama einen fragenden Blick zu, öffne ihr nach Ellens Abgang den Raum für eine vertiefende Erklärung, aber sie sieht mich nicht an, sondern legt die Kalbsfilets auf das von Ellen bereitgelegte Holzbrett, bedeckt sie mit Klarsichtfolie und plattiert sie anschließend mit großer Konzentration und harten Schlägen.

Es ist warm genug, um den langen Eichentisch auf der Terrasse zu decken. Agnar fragt, ob er helfen könne, und erfreut über seine selbständige Initiative, übertrage ich ihm die Verantwortung für das Falten der Servietten und den Tischschmuck. Bereue es sofort, als er mit übermäßig vielen Blüten von der hinter dem Haus wachsenden Bougainvillea, mit der Olafs Bruder immer prahlt, wiederkommt und sie mit großen Bewegungen über die weiße Tischdecke streut. Ich denke an die Unmengen von unsichtbarem Blütenstaub und kleinen Larven, die über das Geschirr geschleudert werden, sage aber nichts, denn Agnar schaut mich an, als könnte er meine Gedanken lesen – oder er ist einfach so daran gewöhnt, daß ich alles, was er macht, kommentiere und korrigiere –, und ich lächle.

»Das sieht aber schön aus, dieses ganze Lila auf dem Weiß«, sage ich, nicke ihm aufmunternd zu und verschränke die Hände hinter dem Rücken, um nicht an den Servietten herumzubessern, bei deren zeitaufwendiger Faltung trotz Youtube-Anleitung etwas schiefgegangen sein muß.

Ich weiß, ich muß aufhören, immer alles, was er macht, zu kommentieren, muß aufhören, ihn ständig im Blick zu haben, wie Olaf es nennt, und ich übe mich darin, bin aber meist nicht gewillt, meine Kommentare einzuschränken, denn dabei würde er soviel verpassen, was er schlauerweise lernen sollte. »Ich weiß nicht, wie man die Balance findet«, sage ich zu Olaf, »denn ich muß ihm ja beibringen dürfen, was ich weiß.« – »Aber er muß auch selbst etwas lernen dürfen«, sagt Olaf, »Sachen auf eigene Faust herausfinden.« Und genau darin ist Olaf viel besser als ich, schon immer, Agnar einfach von der Seitenlinie aus zuzusehen, wie er trotz aller Warnungen einen Fahrradmantel mit Gaffer-Tape zu flicken versucht, eine unmögliche Anzahl aufeinandergestapelter Teller und Gläser balanciert, um nicht zweimal gehen zu müssen, oder sein ganzes Taschengeld für irgendwelches unerklärliches, unbrauchbares Zeug ausgibt, das nach zwei Tagen kaputtgeht. »Er spürt die Konsequenzen, das ist die beste Art zu lernen«, sagt Olaf, und ich bin zu einem gewissen Teil seiner Meinung, aber es ist eine Geduldsprobe, die ich nur selten bestehe.

»Das kommt davon, daß Mama immer alles kommentiert hat«, sage ich zu Olaf, »sie kann es nicht lassen, und im Gegensatz zu ihr habe ich wenigstens eine gewisse Selbsterkenntnis. Sie kritisiert mich dafür, daß ich meine Kinder zu sehr kontrolliere, sieht aber nicht, daß ihre Bemerkungen ebenso kontrollierend waren und sind.« Es ist wahr, daß Mama viel kommentiert, aber sie tut es auf andere Weise: Selbstverständlich ist sie subtiler als ich, und deshalb meint sie, es wäre etwas ganz anderes. Sie begreift nicht, daß genau das Subtile in ihren Bemerkungen es schlimmer macht, daß die Möglichkeiten zur Interpretation größer werden und mich glauben lassen – vielleicht zu Recht, vielleicht auch nicht –, eine Bemerkung zu einem Rock sei eigentlich eine Bemerkung über meine gesamte Persönlichkeit oder jede meiner Entscheidungen.

»So werde ich nie zu meinen Kindern sein«, schreit Agnar Olaf und mich oft an, wenn er wütend wird, »ich werde nie so unfair sein. Ich werde versuchen, meine Kinder zu

*verstehen!*« Es tut weh, wenn er das sagt, vor allem weil ich weiß, in seinem Alter habe ich genauso gedacht und auch viel später noch, vielleicht noch immer, und weil ich weiß, als welche Unmöglichkeit es sich herausstellte. Ich habe mit Olaf darüber geredet, daß es vielleicht schwieriger ist, diese Kleinigkeiten zu bestimmen, die man sich geschworen hat nicht nachzumachen. In gewisser Weise ist es vermutlich leichter, nicht in die Fußstapfen der Eltern zu treten, wenn man etwas Traumatisches erlebt hat, Opfer großer Vernachlässigung gewesen ist. »Die kleinen Fehler entdeckt man nicht«, sage ich, »höchstens viel später und im größeren Zusammenhang. Ich weiß nicht, wie ich es ändern soll. Ich will nicht sein, wie Mama zu mir war, ich will nicht genauso kritisch gegenüber Agnar und Hedda sein, ich möchte nicht, daß sie das Gefühl haben, die Welt bricht auseinander, wenn es mir schlechtgeht, oder daß ihre gesamte Gefühlswelt auf Basis der meinen gesteuert wird.« Olaf meint, ich übertreibe und ich solle für meine Eltern dankbar sein ; eine Mutter zu haben, die *zu* aufmerksam ist, sei ein Luxusproblem. Er hat meine Familie von Anfang an gemocht, Mama und Papa, Ellen und Håkon, hatte in den letzten Jahren zu ihnen ein engeres Verhältnis als zu seiner eigenen Familie. Anders als ich findet er Mama befreiend direkt, Papa ungeziert und wenig selbstherrlich, und daß bei uns eine Atmosphäre herrscht, die er in seiner Familie immer vermißt hat – Freiheit, Augenhöhe, wie er es nach einem der ersten Besuche bei uns ausdrückte. Ich freute mich, erlebte meine Familie durch Olaf auf neue Weise, und ich konnte genau verstehen, was er sah. Und tue es noch heute, der Gedanke an sie, an uns überwältigt mich manchmal vor Dankbarkeit komplett, bis mich, wenn ich einen von ihnen sehe, ein Gedanke oder ein Gefühl wieder aufbringt oder verstört. »So ist es nun mal«, sagt Olaf, »das sind Lappalien, irgendwas ist in jeder Familie, wie deine Mutter sagt.«

Ich klopfe an mein Glas und stehe auf. Lächle, räuspere mich, meine Wangen werden heiß. Nur im Kreise der Familie feierlich zu sein fühlt sich immer beklemmend an, ist irgendwie eine Vertauschung von Bühne und Rollen, die gekünstelt, durchschaubar wirkt. Meine Hände zittern, ein früherer Rat von Ellen schießt mir in den Kopf, man müsse das Redemanuskript straff auseinanderziehen, um einerseits die Muskeln anzuspannen und um andererseits das Blatt zitterfest zu fixieren. Mein Blick schweift über alle, bevor ich ihn auf Papa ruhen lasse.

»Lieber Papa«, fange ich an, und Papas Augen werden sofort feucht.

Håkon, Ellen und ich haben uns vor ein paar Monaten darauf geeinigt, daß ich als die Ältteste der Kinder die Rede halten soll und daß sie mir Input geben. Die zwei steuerten gerade mal ein paar Punkte bei und das auch erst nach wiederholter Aufforderung, wie üblich verließen sie sich darauf, daß ich die Verantwortung übernahm und sie sich in der Gewißheit ausruhen konnten, ich würde das schon machen. Diesmal fand ich das eigentlich in Ordnung, ich hatte Lust, eine eigene Rede für Papa zu halten, nur mit meinen Worten, ohne zuviel Einmischung. Ich habe in den vergangenen Monaten viel daran gearbeitet, was mich dazu gezwungen hat, mein Verhältnis zu Papa zu betrachten. Anfangs hatte ich so viele Gedanken, Ideen und Formulierungen, daß ich dachte, ich müsse mich beschränken, das Wichtigste herausfiltern, einen roten Faden finden. Als ich mich dann hinsetzte, um die Rede niederzuschreiben, existierten auf einmal keine Ideen, Gedanken oder Worte mehr, die zutrafen, die ausreichten. Was ich ihm sagen wollte, wurde auf dem Papier banal und platt, meine Worte wurden karikaturesk – und wenn ich die Rede probeweise laut las,

schämte ich mich. Außerdem schaltete sich schon beim ersten Wort Mamas Stimme ein, und wo ich im Denkstadium ihren bestätigenden Blick vor mir gesehen hatte, sah ich jetzt ihre hochgezogenen Augenbrauen und die Fältchen um ihren Mund – eine Mischung aus gespielter Überraschung, daß etwas so schlecht sein konnte, und der Anstrengung, nicht loszulachen.

»Du denkst zu viel an dich«, sagte Ellen, als ich sie schließlich um Rat fragte. »Ich kenne nichts Schlimmeres als Leute, die bei einer Rede den Fokus nur auf sich selbst richten, die nur daran denken, wie sie dastehen und was jemand anderes von ihnen denken wird. Deine Aufgabe ist, Papa ins Blickfeld zu rücken, wie du willst, daß er erscheint, was andere über *ihn* denken sollen. Das muß dein Ausgangspunkt sein.« – »Das war ja mein Ausgangspunkt«, antwortete ich, »aber er ist mir unterwegs vielleicht abhandengekommen.« – »Er ist in dir selbst aufgegangen«, sagte Ellen und lachte. Sie ist von Beruf Coachin und Redenschreiberin, und wenn ich jetzt vor ihr und den anderen stehe, erscheint es mir selbstverständlich, daß sie die Rede hätte halten sollen.

Ich mache weiter, hefte meinen Blick weiter auf Papa: »Alles Gute zum Geburtstag. Als ich vor ein paar Wochen Hedda erzählte, daß wir deinen Geburtstag feiern würden, fragte sie mich, wie alt du wirst. Ich sagte, du würdest siebzig. ›Ist das weniger als hundert?‹ fragte sie. ›Ja«, sagte ich. Sie dachte ein Weilchen nach und sagte dann ein bißchen enttäuscht: ›Dann ist er ja gar nicht alt.« Papa lacht vergnügt.

»Auch wenn mich andere Überlegungen zu dieser Schlußfolgerung bringen, kann ich ihr nur zustimmen. Für mich hast du eigentlich überhaupt kein Alter, du bist mein Papa, wie du vor zwanzig Jahren mein Papa warst und vor dreißig – und wie du es jetzt bist –, eine konstante Größe in meinem Leben.« Ich mache eine kleine Pause. Alle sehen mich an außer Mama, sie blickt auf den Tisch und nickt. Ellen lächelt und streckt den Daumen nach oben, ich atme aus. Wir sitzen bereits seit einer Stunde am Tisch, haben die Bruschetta und die Pasta gegessen, die Sonne ist gerade untergegangen, und die Dämmerung wird noch eine knappe Viertelstunde anhalten. Die Gesichter von Ellen, Håkon und Olaf, die mit dem Rücken Richtung Meer und Sonnenuntergang sitzen, glänzen golden im Schein der Kerzen, die Agnar in der Mitte des Tisches in einer Art Herzformation plaziert hat, während Stirn und Wangen von Mama, Simen, Agnar und Papa, die in der prallen Sonne gesessen haben, rötlich schimmern, entweder vom Sonnenbrand oder vom roten Himmel. Durch die offene Küchentür weht der Geruch von Fleisch und Knoblauch, und um uns herum riecht es nach Pinien und Lavendel.

Ich sage Dinge zu Papa, die ich ihm nie gesagt habe – über ihn, wie ich ihn sehe, wie ich von ihm und mir, von uns denke. Ich rede von seiner außergewöhnlichen Präsenz in Ellens und meiner Kindheit, von dem Gefühl, ernst genommen zu werden, was auch immer ich ihm erzählte, sowohl als Kind wie auch als Erwachsene, daß trotz der Art, wie er zuhöre – scheinbar total desinteressiert, distanziert und oft mit Brille, Taschenmesser, oder was er sonst in der Hand hatte, herumfummelnd –, niemand soviel mitkriege wie er, sowohl von dem, was gesagt wird, als auch von dem, was darunter liegt, und daß niemand sorgfältiger antwortete. Ich rede davon, wie er auf Håkon reagierte, der als Vierjähriger weit überdurchschnittlich neugierig war, der Fragen nach dem Warum von diesem oder jenem in einem Grad stellte, daß jeder andere, inklusive Mama, dessen endlich hochgradig müde war. Papa hingegen hat fast jede seiner Fragen ernst genommen, hat im Lexikon nachgeschlagen oder gar das Radio auseinandergeschraubt.

Während ich das sage, streift mein Blick Ellen, die garantiert denkt, das habe nichts mit Papas Persönlichkeit zu tun, sondern eher damit, daß Håkon mit soviel mehr Zeit, Aufmerksamkeit und Dingen verwöhnt wurde als sie und ich, doch da bin ich nicht ihrer Meinung. Papas Art zuzuhören, zu antworten und uns ernst zu nehmen, war bei uns allen gleich.

Ich achte darauf, auch Mama einzubeziehen.

»Über Papa zu sprechen und dabei dich nicht zu erwähnen, Mama, ist schwierig, um nicht zu sagen unmöglich. Auch wenn ihr zwei unterschiedliche Individuen seid, seid ihr für uns und füreinander trotzdem eine Einheit. Die Art, wie ihr einander ausfüllt, wie ihr zusammenarbeitet, einander Respekt und Liebe erweist – und einander trotzdem den notwendigen Raum gebt –, ist etwas, was ich in meiner eigenen Ehe immer anstrebe«, sage ich, und Olaf lacht.

»Vielleicht meint der ein oder andere auch, ich strebe euch ein bißchen zu viel nach«, improvisiere ich kurz und lächle Olaf an. »Aber ihr seid in jedem Fall ein starkes Vorbild zur Nachahmung. Es heißt, Frauen suchten sich einen Mann, der ihrem Vater ähnelt, oft wird das mit einer gewissen Ironie gesagt, aber ich kann aufrichtig behaupten, ich habe einen Mann gesucht – und gefunden –, der dir ähnelt, Papa, denn du repräsentierst für mich in jeder menschenmöglichen Weise das Allerbeste.«

Papa lächelt gerührt, Mama blickt auf ihren Teller, ich hebe die Stimme und lese weiter, schliesse mit einem Gedicht von Halldis Moren Vesaas, was Mama bestimmt nicht gutheißt.

»Auf Papa«, sage ich zum Schluß. »Alles Gute zum Geburtstag.«

Nachdem wir mit dem Saltimbocca fertig sind und Papa sagt, er habe in seinem ganzen siebzigjährigen Leben noch nie etwas Besseres gegessen, tritt eine gespannte Stille ein. Alle warten darauf, daß Mama an ihr Glas klopft, und keiner wagt es, das vor ihr zu tun. Ich weiß, Olaf hat vor zu sprechen, »es ist keine lange Rede«, sagte er vor unserer Abreise, »aber ich glaube, es ist angebracht, daß ich etwas sage.« Diesen Impuls unterdrückt er nur selten, er liebt Reden, insbesondere liebt er es, welche zu halten, und das nicht aus Selbstgefälligkeit, es geht ihm vermutlich mehr um die Möglichkeit, Dinge sagen zu können, die man – insbesondere Olaf – sonst nicht ausdrückt. Ein Anlaß, um Komplimente zu machen und treffende Beschreibungen abzugeben, die in ein gewöhnliches Gespräch oder ein Schulterklopfen schwer einzuflechten sind. Ich weiß, daß Olaf jede erdenkliche Gelegenheit nutzt, um vor seinen Angestellten Reden zu halten, ob sie nun die Firma verlassen oder Geburtstag haben – und besonders zu den Weihnachtsfeiern werden die Reden, die er zu Hause einstudiert, von Jahr zu Jahr länger. Und er ist darin beneidenswert gut, zu meinem Vierzigsten hielt er eine Rede, die berührender war als Haakons Hochzeitsrede an Mette-Marit, wie eine meiner Freundinnen bemerkte. Ellen bat sogar darum, Teile daraus im Zusammenhang mit ihrer Arbeit verwenden zu dürfen. Das hat Olafs Rededrang nicht gerade gedämpft.

Niemand steht auf, um die Teller abzuräumen, unsere Gespräche befinden sich im Leerlauf, Olaf sieht mich an, findet, Mama müsse zuerst sprechen, er könne nicht vor ihr reden, es muß alles in der richtigen Reihenfolge ablaufen, ich zucke mit den Schultern. Papa scheint eigentlich als einziger die Stimmung nicht an sich ranzulassen, Agnar und er sind in eine Diskussion über Pokémon Go vertieft, die zwei haben die letzten Monate

hindurch fleißig Pokémons gejagt – und offensichtlich gibt es in den Sammlungen der beiden seit Roms Sehenswürdigkeiten ein paar wertvolle Neuzugänge. Plötzlich bin ich mir über die Motivation hinter Papas Ausflug in den Vatikan und Agnars Kolosseumstrip nicht mehr sicher, aber ich komme nicht dazu, weiter darüber nachzudenken, denn Mama räuspert sich endlich.

»Sverre weiß bereits Bescheid, aber ihr sollt es auch erfahren ; falls ihr euch wundert, ich spare mir meine Rede für das Fest auf, das Sverre nach unserer Rückkehr in Oslo haben wird«, sagt sie.

Papa kratzt über einen Rotweinfleck auf seinem Hemd und nickt. Für ein paar Sekunden wird es still. Olaf setzt dazu an, seinen Löffel zum Glas zu heben, da kommt Ellen ihm zuvor.

»Warum das?« fragt sie.

»Was meinst du mit: ›warum das?‹« fragt Mama.

»Warum willst du jetzt keine Rede halten?«

»Ich sage doch, ich werde es bei dem Fest machen, wenn wir wieder zu Hause sind«, sagt Mama.

»Kannst du denn die Rede nicht an beiden Orten halten?« fragt Ellen.

Sie schaut Mama unnatürlich lange an, ich sehe, wieviel Kraft und Konzentration dieser unnachgiebige Blick sie kostet. Mir wird klar, daß natürlich nicht nur ich auf die Stimmung zwischen Mama und Papa reagiert habe, auch Ellen hat sie gespürt. Mir war nicht in den Sinn gekommen, daß auch sie die Blicke, die Worte, das unerklärliche Andere an ihnen registriert haben könnte. Ich bin darüber fast enttäuscht, aber zugleich auch erleichtert, nicht die einzige zu sein.

Simen, der nicht an die Umgangsformen in unserer Familie gewöhnt ist, der Spaß noch nicht von Ernst unterscheiden kann, dem die Nuancen in unseren Mienen, unseren Stimmen nicht vertraut sind, lacht über das, was er als Ellens – zugegebenermaßen ziemlich platten – Witz darüber versteht, die Rede an beiden Orten zu halten. Er ist daran gewöhnt, daß wir fast schreiend Späße machen, daß wir direkt und offensiv sind, ohne zu streiten, daß wir wegen einer winzigen gemeinsamen Anspielung mitten in einer lautstarken Diskussion loslachen können. Obwohl die beiden schon seit etwas mehr als einem Jahr zusammen sind, ist er zu neu, um zu wissen, daß Ellens Stimme jetzt anders ist, voll von Subtext. Herausfordernd, wütend, vielleicht ängstlich.

»Red keinen Quatsch!« sagt Mama zwar, aber in ihrem Blick liegt absolutes Einverständnis darüber, daß Ellen keinen Quatsch redet.

»Du hast doch vorher noch darauf bestanden, daß das *deine* Geburtstagsfeier für Papa ist, es ist wohl ein selbstverständlicher Teil deiner Feier, daß du ein paar Worte an den Mann richtest, mit dem du seit vierzig Jahren zusammen bist«, sagt Ellen und parodiert im letzten Teil des Satzes Mamas Stimme, Simen lacht noch immer, ich würde ihm am liebsten eine reinhauen.

»Jetzt hör aber auf«, sagt Mama. »Ich werde meine Rede in Oslo halten.«

Sie steht auf und fängt an die Teller zu stapeln. Ich hoffe und fürchte zugleich, daß das Gespräch damit endet und Ellen nachgibt.

»Was geht hier eigentlich vor?« fragt Ellen.

Mama bleibt stehen, stellt die Teller mit einer jähen Bewegung auf den Tisch zurück. Es klirrt bedrohlich, und Olaf schielt besorgt auf das Geschirr seines Bruders, aber die